

Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 4 (1911)
Heft: 1

Artikel: Sozialist und Pfarrer
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-406157>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Notshrei.

Religion soll in einer vernünftigen Gesellschaft der Zukunft bekanntlich Privatsache sein. Die Sozialdemokratie kann diesen Grundsatz aufstellen, denn ihr Ideal, die klaffenlose Gesellschaft, wird es verhindern, daß die Religion ein Herrschaftsmittel der Großen dieser Erde wird. Kleine Epigonen der großen Sozialisten vertheidigen dieses Fundamentaprinzip in dem Sinne, daß die Religion auch schon in der gegenwärtigen Gesellschaft Privatsache sein soll. Dies ist natürlich ein Unsinn, der mit der sozialistischen Weltanschauung in keinerlei logischen Zusammenhang steht. Die Religion der Gegenwart, das ist die Kirche und diese ist in der Klaffenengesellschaft eine gesellschaftliche Macht und darum ein Faktor jüdischer Unterdrückung, deren Befämpfung ja Sache der Sozialisten sein soll. Wer ein wenig hinter die Kulissen zu schauen vermag, der weiß, daß die offiziellen Sozialdemokraten ebenso gute „Helden“ sind wie wir, daß sie aber aus wahlstrategischen Motiven die Religion unserer Zeit zur Privatsache stempeln. Solange die Religion nur in dem schwärmischen Aufguss der evangelischen Landeskirche auftrat, war diese Haltung den sozialdemokratischen Führerstäben zwar nicht gerade im Einklang mit der sozialistischen Weltanschauung, aber praktisch unfehlbar. Unjere Landeskirche vernagt nur das religiöse Bedürfnis der Massen nicht zu befriedigen, das sieht jeder Kenner der Verhältnisse. Eine nichtchristliche Befriedigung der seelischen Bedürfnisse ist den Arbeitersassen nur dann gegeben, wenn sie Gelegenheit haben, sich intensiv in der Arbeiterbewegung zu betätigen, wogegen natürlich unter ländlichen Verhältnissen heutzutage noch keine rechte Gelegenheit besteht. Es ist deshalb nur logisch, wenn diese Proletarien den Sekteneuströmungen und wenn ihre Ausbeuter sich dieser Strömung bemächtigen.

Seitdem im Zürcher „Volkssrecht“ an Stelle gefühlvoller Kenntnis der proletarischen Seele die fühlend nüchternen Bezeichnungen des politischen Strategen eingezogen ist, wird selten einmal in diesen Spalten der sozialen Gefährlichkeit der Religion gedacht. Der neue Redakteur meint wohl wie so viele andere Gebildete unserer Zeit, die auch unserer Bewegung fremd gegenüberstehen, daß alle die proletarischen Lefer gleichfalls eine gediegene naturwissenschaftliche Bildung besitzen, und so wie sie mit der Religion und der Kirche fertig sind. Wir entfunden uns beispielweise, mit welcher hämischen Schadenfreude der Bericht der Strassenkunde über den Rückgang der Austrittsbewegung im vergangenen Jahre 1909 in diesem Arbeiterblatte wiedergegeben wurde. Wer aber die Landeskirche befürchtet und begünstigt, der darf sich nicht entstellen, wenn der seltenerische Wahnsinn um sich greift und der Arbeiterschaft die moralisch wertvollen Elemente der Landschaft raubt. Deshalb mutet es uns recht merkwürdig an, im „Volkssrecht“ folgenden Notshrei aus dem Zürcher Oberland zu lesen:

Rachdem der Einwohner konstatiert hat, daß die Gewerkschaftsbewegung im Zürcher Oberland unter den Textilern keine Fortschritte gemacht hat, führt er fort:

„Man kann nämlich im Oberland und besonders im Töptal die Beobachtung machen, daß fast bei jeder Fabrik eine Kapelle oder sonst ein religiöses Versammlungsraum steht, und daß gewöhnlich die Leiter und Direktoren der Etablissements auch solchen religiösen Gemeinschaften angehören, wie es in Rüti, Wald, Bauma und vielen andern Orten zu konstatieren ist. Dab die schlauköpfigen Unternehmer diese Verdunstungsanstalten in jeder Hinsicht unterstützen, und die finanziellen Mittel nicht scheuen, oft von sich aus solche Seelenprediger anzustellen und zu bestellen, ist leicht begreiflich, aber auch sehr bezeichnend für die frauige Tendenz dieses heuchlerischen falschen Christentums, das sich in den Dienst des Mammons und der Ausbeuter stellt. Dem Einfluß der Sekteln haben wir es zum großen Teil zu „verdanken“, daß die zum knechtlichen Denken erzogenen Textilarbeiterinnen in der Mehrzahl der Organisation noch fernstehen und mit lamponierter Geduld ihr elendes Schicksal ertragen. Darin besteht ja die Aufgabe vieler frommer Apostel, den armen Leuten Zufröderkeit und Demut als höchste menschliche Tugenden zu preisen, und sie aufs „bessere Sein“ zu berufen.“ Seelig sind die Armen und Notleidenden, denn ihrer harzt das Himmelreich, so predigen salbungsvoll die Himmelspforter des Unternehmerchristentums, und machen dabei verständnislos einen untertänigen Büßling vor den reichen Geldsäcken, die vorherhanden die iridische Glückseligkeit nicht mit einem besseren Genfests verlaufen wollen. Die Dumtmänner haben bis auf den heutigen Tag verflucht, das Landproletariat auf einer niedrigen geistigen Stufe zu erhalten und es durch Verbreitung von allerlei Schauerlären über die „gottlosen, gefährlichen Sozialdemokraten“ gegen diese aufzuhetzen, was ihnen zum Teil auch gelungen ist. Das organisierte städtische Proletariat hat lange nicht mit so viel Schwierigkeiten und Vorurteilen zu kämpfen, wie die Organisationen in Landgemeinden, wo viele Arbeiter aus Furcht vor Mahlregelung es nicht einmal wagten, an einer Arbeiterversammlung teilzunehmen. Das hat anlässlich des fürzlich hier stattgefundenen Vortragens von Genosse Nationalrat Egster der schlechte Besuch von Seiten der Textilarbeiterinnen wieder bewiesen, die doch noch extra durch Flugschriften zu jener Versammlung eingeladen worden waren.

Dab in gewissen „gut christlichen“ Betrieben Obergeigen und Schimpfbörster an der Tagesordnung sind und minderjährige Mädchen oft zu einer 12—14stündigen Arbeitszeit gezwungen werden, unbekümmert um das Arbeiterrinnenwohlgesetz, nur nebenbei zur besseren Charakterisierung der Verhältnisse. Es wäre gewiß an der Zeit, solchen „christlichen“ Betriebesleitern die Heuchlermaske herunterzureißen und ihre traurige Moral öffentlich an den Pranger zu stellen. Wenn man zu der Unterernährung, welche unausbleibliche Folge der Hungerlöbne dieser „Christen“ sind, noch die hygienisch nicht immer einwandfreien, oft sehr ungesunden Arbeitsställe in Betracht zieht, muß man sich nicht verwundern, wenn die Fleischfucht und die Proletarienfrankheit unter den Fabrikarbeitern beinahe epidemisch

auftritt, und man sie und da geradezu mitleidserregende Gestalten von Menschen sieht.“

Bir leben also aus diesem Bericht, daß bei diesen Leuten sogar der „Weberpfarre“ nicht mehr hilft, denn diese Leute sind durch die Religiösigkeit allem Friedlichen entfremdet. Der Entwicklungsgang von der Landeskirche zur Sekte ist speziell proletarisch. Auch im Zürcher Oberland hat der Arbeiter kein rechtes Vertrauen zum Staat und darum greift er zur Selbsthilfe. Da der Arbeiter dieser Gegend seine soziale Frage nicht durch wirtschaftliche Verbesserungen, sondern durch fleischiges Veten löst, so gründet er eine Kapelle. Dab die Industriellen dem Rechnung tragen und die Sekteln finanzieren, macht ihrer Geschäftstkenntnis alle Ehre und zeigt die Widerfinngigkeit des Sprüchlein von der Privatfahne.

Ein ausländischer Freund, dem ich den Volksrechtartikel zeigte, sagte mir verwundert: „Ich dachte, bei Euch in der Schweiz sei der Besuch der Volksschule obligatorisch und sei die Lehrerbildung nicht in den Händen der Kleriker, wie bei uns.“

Ich antwortete ihm: „Lieber Freund, bei uns gab es einmal eine liberale Volksbewegung, die befreite die Schule von der Bevorzugung des Pfarrers, das war vor achtzig Jahren. Dann gab es eine demokratische Volksbewegung, die der Lehrerbildung soviel Autonomie gab, daß sie den Lehrplan von sich aus festlegen konnte, das war vor vierzig Jahren. Dann kam die sozialistische Arbeiterbewegung, sie erstarke derart, daß ein Sozialdemokrat die Leitung des Unterrichtswesens in die Hände nahm, das war vor einem Jahrzehnt.“

Mein Freund, der aus einem Lande stammt, wo man die Politik nicht so bläst und enttäuscht ansieht, wie bei uns in der Demokratie, hörte mir gläubig zu und rief erbittert: „Aber duldet das liberale Volk, duldet die demokratische Lehrerbildung, duldet die sozialdemokratische Erziehungsbörde eine derartige himmelsbrechende Volksverdummung?“ Ich bat meinen Freund, nicht so erregt zu sprechen, er könnte sonst die Toten erwecken, nämlich die gestorbenen Ideen unserer Liberalen, Demokraten und Sozialisten. — Helvetius.

Sandalion, eine offene Antwort auf die Fälschungsanklage der Jesuiten*

lautet der Titel der soeben im „R. Frankf. Verlag“ erschienenen Schrift des hervorragenden Naturforschers Ernst Haeckel in Jena. Die bekannten Anklagen der „Fälschung“ beziehen sich auf Haeckels Abbildungen des Embryos (Fruchtkörne). Da nun der Embryo aller Säugetiere, Vögel und Reptilien auf der von Haeckel abgebildeten Entwicklungsstufe die Gestalt einer Schuhjohle oder Sandale trägt, nennt er ihn „Sandalion“ oder „Sandalenfeme“. Weil aber das unbefruchtete menschliche Ei ein winziges Objekt von 0,1—0,2 Millimeter Durchmesser ist, ist es selbst noch in seinem Entwicklungsstadium zu ermitteln, ob es sich um eine derartige himmelsbrechende Volksverdummung handelt. Graf Spee hat nun den Beweis, daß es sich noch in seinem Entwicklungsstadium genau so gezeichnet, wie er ihn unter dem Mikroskop sah. Bleibt war das zarte Geblüte etwas verschoben oder verzerrt — jedenfalls ist seine Form im Speischen Bilde ein wenig unsymmetrisch. Haeckel ist aber mit vielen anderen Naturforschern der Meinung, daß das Sandalion im natürlichen Zustande symmetrisch sei. Er hat darum in seinem Buchern zwar wohl die Zeichnung des Grafen Spee genau wiedergegeben, daneben aber dasselbe Sandalion symmetrisch verfeiert dargestellt und zugleich den störenden Rest genüßt. Aufhängsel (Dotterzucker usw.), die für die bleibende Körperform bedeutungslos sind, weggelassen. Dadurch sollt dem Laien die Vergleichung des menschlichen Sandalions mit den danebenstehenden Sandalinen anderer Säugetiere erleichtert werden. „Sie bin“, sagt Haeckel, „fest überzeugt, daß meine schematisierte Figur die wahre Körperform des symmetrischen Sandalions richtig wieder gibt, als die exakte (— bis jetzt einzige dastehende —) Abbildung des gleichlängigen Fingers dieses Schakos von höchster Bedeutung; es wird also der Laie, der zum Vergleiche der Sandalienkeime des Menschen und anderer Säugetiere aufgefordert ist, aus der ersten sich ein besseres Bild machen können, als aus der letzten. . . . Wie mit dem Sandalion, so verhält es sich auch mit den anderen Embryonenbildern, die ich „gewissenlos gefäßt“ habe soll; sie sind Schemata oder Diagramme, in denen die absichtliche Verbesserung des unzureichenden Originalbildes lediglich dazu dienen soll, das schwierige Verständnis des Objektes dem Leser zu erleichtern. Wenn trotzdem die rübrige und einflussreiche Zeitunspresse noch fortforschen wird, mich wegen solcher angeblichen Fälschungen öffentlich zu beschimpfen — Alles zur größeren Ehre Gottes — so muß sich ihr selbst das Zeugnis zurückerufen: „Erbärmliche Fälschung und infame Verleumdung!“

Sozialist und Pfarrer.

(Schluß).

* Endlich erzählt uns Pfarrer Pfliiger von der kirchlichen Armenpflege. Offen gestanden, wir hätten von einem Sozialdemokraten keine Verherrlichung der demoralisierenden kirchlichen Wohltätigkeit erwartet. Der sittliche Wert der

** Diese Broschüre kann zu Fr. 1.25 durch das Sekretariat des D. S. B., Zürich 1, bezogen werden.

Selbsthilfe, wie ihn Gewerkschaft und Genossenschaft für jeden, auch den letzten Tagelöhner, ermöglichen, ist tausend mal höher anzuschlagen als das christlich-demütige Almosenempfangen. Da zudem der Pfarrer nicht aus eigener Tasche geben vermag, macht er sich von den Angehörigen der wohlhabenden Klassen abhängig, was vielerorts zu jesistischen Einflüssen führt. Ist aber der arme Teufel in Rot geraten, dann soll er von Staat und Gemeinde nur fühn und drohend fordern, denn er ist als Arbeiter der Schöpfer aller Reichtümer und damit deren natürlicher Besitzer, demütig fordern aber ist christlich und unmoralisch.

Welches Gebiet uns Pfliiger auch zeigt, überall ist die Tätigkeit des Pfarrers für die kulturelle, ethische und soziale Entwicklung des Volkes entweder überflüssig oder schädlich — ganz abgesehen davon, daß die wenigen Pfarrer aus modernen Motiven heraus derartige Funktionen verleben. Seine Argumentation ist für ihn selbst eine Entschuldigung, denn er hat die positive Arbeit als Pfarrer vielleicht leisten geholt. Seine bisherigen Berufskollegen in ihrer großen Mehrheit aber haben nicht einmal die modernen Abfertigungen in ihrer Seelsorgerätigkeit. Wenn eine ziemlich große Zahl in der letzten Zeit freilich moderne Alliierte annimmt, so beweist das nur, daß die Kirche in ihrer alten autoritären Form keine Erfolge erwartet und sich darum nach neuen Mitteln des Seelenfangs umsieht. Den Beweis bietet uns der Umstand, daß nicht der zehnte Teil der mit dem Sozialismus und der modernen Weltanschauung sympathisierenden Pfarrer, die sich um die „Neuen Wege“ scheren, den Mut haben, die Konsequenzen zu ziehen und den Pfarrerberuf aufzugeben.

Nachdem Pfliiger den vergeblichen Versuch gemacht, die praktische Tätigkeit des Pfarrers modernen Menschen plausibel und als notwendig darzustellen, beginnt er den Beweis, daß er als moderner Mensch und Sozialist religiös sein kann. Da konstatiert er vor allen Dingen eine zunehmende Verhöhnung von Sozialismus und Christentum. Nun verwechselt Pfliiger die politischen Konventionen der sozialdemokratischen Partei mit dem Sozialismus. Die politische Partei der Sozialdemokratie ist nichts weiter als eine praktische Anwendung des Sozialismus auf ein bestimmtes Gebiet, Staat und Gemeinde. Zu dieser praktischen Arbeit bedarf es in gewissen Säulen der Mehrheit der Stimmzürger, wenn überhaupt etwas positives herauszuhauen soll. Um sich nun eine derartige Mehrheitsbildung zu ermöglichen, macht man der religiösen Stimmung rücksichtiger Pfarrer beispielhaft Konzessionen. Die eigentliche Arbeiterbewegung aber ist durch die Gründung der christlichen Gewerkschaften und durch das Treiben der Sektiererapostol, die aus ihrer Feindschaft zur Arbeiterbewegung kein Gehl machen, in noch größerem Gefahrenzustand zum Christentum getreten als früher. Die theoretische Vertiefung der sozialistischen Weltanschauung, die freiheitlich oftmals einer Verflachung in den Köpfen der Züchter gegenübersteht, macht die Kluft zwischen modernen Proletariern und Christentum immer größer. Die Religionsfreiheit der organisierten Arbeiter ist schon so groß, daß diese gar kein Gefahr in der religiösen Erziehung der Jugend mehr sehen. Wenn Pfarrer Pfliiger in der eigentlichen Arbeiterchaft als gewerkschaftlicher Agitator tätig gewesen wäre, dann würde er keine Verhöhnung zwischen Christentum und Sozialismus konstatieren. Er würde in vielen Arbeiterkategorien finden, daß alle organisiert sind — außer den Südländern und den Katholiken. In einer solchen Situation von der vielleicht berechtigten Parteitats auf den Sozialismus zu schwören, heißt Vogelstrauf-Politik treiben. Die Kirche und der Sozialismus stehen sich feindlich gegenüber, nur daß die Kirche den Sozialismus mehr fürchtet als vor dreizehn Jahren. Als Beweis einer zunehmenden Verhöhnung der Religion mit der Arbeiterbewegung führt Pfarrer Pfliiger den Umstand an, daß man jetzt die Wahl eines sozialistischen Pfarrers nicht mehr so leidenschaftlich in den Kreisen der Frommen bekämpft. Die Herren sind halt auch gierige Politiker und wollen es mit der mächtigen Arbeiterschaft nicht verderben, aber innerlich hassen sie sie und ihre Bestrebungen mehr als je zuvor. Endlich sieht Pfliiger das Erwachen religiöser Bedürfnisse in den Massen, eine Tatsache, die nach seiner Meinung den Sozialismus zwinge, die Religion des Christentums fortzuentwickeln. Auch hier verwechselt Pfliiger Ursache und Wirkung. Da die bestehende Kirche das Bedürfnis nach Idealismus nicht zu befriedigen vermag, weil sie zur Staatsdienerin herabgekommen, jüden die Massen neue Wege. Bevor sie nun den Weg zu neuen irdischen Idealen gefunden haben, bleiben sie bei den Sektiererapostolen eine Weile stehen und gehen dann weiter. Noch vor wenigen Jahren traten die dumppen unaufgeklärten Massen, die heute die Befäde und Kapellen aller amerikanischen und englischen Sektoren füllen, nicht an die Öffentlichkeit. Still leben sie in der Ruhe der Landeskirche. Das moderne Leben hat sie herausgezogen an die Öffentlichkeit und nun sehen wir plötzlich, wieviel Vorwürfe in den Mitmenschen bestehen. Die Erfahrung der überlieferten Kirchen als Neuverwachungen des religiösen Lebens! Das ist wie gefügt eine Verheilung von Urzüge und Wirkung. Die Leute, die heute Sektient und Salutisten sind und damit ins Nicht der Öffentlichkeit treten, waren gestern nicht Freidenker und Sozialisten, sondern fromme Schäfchen der Landeskirche.

Pfarrer Pfliiger hat in seiner Abschiedsrede alle seine Argumente wiederholt, mit denen er sein modernes Gewissen beruhigte, wenn er in den letzten Jahren die Widerfinngigkeit seines Pfarrerberufes fühlte. Alle diese Argumente scheinen ihm selbst nicht überzeugt zu haben, denn heute hat er den Priesterrock abgelegt und ist Stadtrat von Zürich. So hat er denn endlich nach jahrelanger Pfarrerätigkeit den Weg in's Leben gefunden.

Er ist Stadtrat. Wer wollte leugnen, daß er als Verwalter des Witwen, Armen- und Waisenwehres der Stadt dem Proletariate nicht zu dienen vermag. Er kann vielleicht manche Wunde, die einer Familie im Lebenskampfe geschlagen, heilen. Aber das ist eine sozialistische Betätigung, die sich der Jüngling ausmalte, als er beschloß, sein Leben den

leidenden Mitmenschen zu weihen. Der wirkliche Klassenkampf, die revolutionäre Betätigung lernt ein Mann nicht mehr, wenn er sich den Fünfzigern nähert. Es ist für Pfälzer zu spät, sein Temperament und seine Energie in den Dienst des proletarischen Befreiungskampfes zu stellen. Nur noch in der bürokratischen Verwaltungsmaschine der Exekutive vermag er dem Proletariate zu nützen. Seine Energie und seine Kraft der Jugendjahre hat ihm die Kirche geraubt, eine riesige Menge geistiger Energie hat ihm der Kampf mit der Orthodoxie und mit seiner eigenen religiösen Erziehung gekostet. Jetzt hat er gesiegt, er hat sich losgerissen und will fortan nur dem arbeitenden Volke dienen. Aber nun ist es zu spät, Kämpfer zu werden, nun muß der temperamentvolle Pfälzer Verwaltungsbeamter werden.

Wenn wir die Kirche bekämpfen, dann wollen wir auch erzielen, daß Menschen vom Temperament und von der Anlage Pfüglers dem Proletariate ihre überverbrauchte Jugendkraft geben können und nicht erst das bedächtige Alter, Pfüglers Lebensbild ist ein Symbol der Verheerung, die die Kirche im Leben der Menschen anrichtet. Millionen von wertvollen Persönlichkeiten im Laufe der letzten zwei Jahrtausende teilten Pfüglers Schicksal und verloren ihre beste Jugendkraft im inneren Kampfe mit einem Erwahn.

Ein Pfarrer, der sich zum Sozialisten durchgerungen hat verdient unsere Hochachtung auch dann, wenn er noch

hat, verdient unsere Hochachtung, auch dann, wenn er noch in der Abschiedssrede unsere Bewegung etwas abhängig beurteilt, — wir nehmen ihm dieses Urteil nicht übel, denn er muß mit dem religiösen Problem stärker gerungen haben als mancher von uns, und er wird es darum nicht billigen, wenn eine stürmische Jugend sich über alle diese Fragen mit einem fühligen Sprung ins reelle Leben hingeworfen. Wir aber kennen die große Tragik im Leben dieses Gegners unserer Bewegung. Ein Mann, der die besten Lebensjahre einem Kampfe zur Überwindung eines Phantoms geopfert und jetzt zwar Sieger ist, aber der den Sieg nur noch in der Bürokratie zu feiern vermag! Wann endlich einmal eine Zeit kommen wird, in der der Geist des Menschen sich frei entfalten kann, ungehemmt vom abergläubischen Gestern, einem lichten Morgen entgegen? — Untere Enkel, die in einer derartigen Zeit leben werden und die das kulturhistorische Dokument der Pfälzerischen Abschiedsrede lesen werden, werden ein so tiefes Mitgefühl mit Pfälzers Tragik als Sozialist und Börger haben, wie wir bei der Geschichte des Märtyrers der Inquisition. Der Protestantismus zwinge die in seinem Geiste erzeugten wertvollen Persönlichkeiten, den sozialen Scheiterhaufen zu betreten, wenn sie sich zum Freidenkerfunktum durchdringen wollen. Eine spätere Zeit wird es nicht begreifen, daß Stadtrat Pfälzer ein Gegner der Freidenkerbewegung war!

Der Modernisteneid.

Wenn es nicht wahr wäre, würden wir es als einen guten Witz betrachten und unseren Lesern unter der Rubrik "Humoristisches" bringen. Man stelle sich vor, wir lebten anno 2000 und lesen in einem Geschichtsbuch:

„Es war im Jahre 1910 nach der Geburt eines Sektengründers in Nazareth (Türkei). In Rom lebte ein Papst, der eine Reihe damals schon veralteter wissenschaftlicher und theologischer Lehrfäße herausgab. Diese Sätze wurden, wie es damals schon üblich war, kritisiert und zum Teil als veraltet und funflos hingestellt. Die Kunst des Buchdrucks war um diese Zeit leider bereits erfunden und es war damals schon möglich, daß Ideen, die der eine Mensch hat, allen anderen zugänglich gemacht werden. Dem Herrn Sarto in Rom war dies nicht angenehm, denn dadurch bekamen auch Leute, die ihn als Papst anerkannten, diese abfälligen Urteile über seine Lehrfäße zu Gehör. Er verfiel auf ein sehr einfaches Mittel, um die schädliche Wirkung dieser Kritiken zu verbüten:

"Alle katholischen Professoren, Lehrer, Pfarrer, Priester und sonstige Leute, die nach der Natur ihres Berufes in Gefahr fanden, die Papistkritiken zu lesen, mußten schwören, niemals etwas von dem Gelesenen in ihr Hirn aufzunehmen. Sie mußten schwören, jeden Fortschritt der Wissenschaft nur dann zu glauben, wenn es von Rom aus erlaubt wird. Sie mußten schwören, das eigene Denken auf das Minimum zu reduzieren, was zum Katharismuswerb dringend notwendig ist. Alles andere Denken war in seinem Ziel, den Gedanken, nur dann erlaubt, wenn es im Notfalle, in dem Ernst, benötigt wurde."

wenn es im Banne zu Strom bereits vorgedacht war.“
Der Leser aus dem Jahre 2000 wird meinen, es handle sich um eine Geschichtsfälschung, ein solcher wahnsläufiger Eid kann doch von niemanden geschworen werden sein, der bei Sinnen gewesen ist. Er wird deshalb die zeitgenössigen Zeitungen nachschlagen und er wird finden, daß im Jahre 1910 zehntausende gebildeter Menschen durch Schwur darauf verzichtet haben, selbst zu einer Weltanarchie zu kommen. Zehntausende von gebildeten Menschen haben in diesem Jahre erklärt, sie werden einen Soß nur dann als wahr anerkennen, wenn es von seiner Heiligkeit, Herrn Karto, anerkannt werden wird.

Der Leser aus dem Jahre 2000 wird in seinem Geschichtsbuch noch weiter blättern und da wird ihm die Lösung dieses Rätsels klar werden. Es wird ihm von Seite zu Seite deutlicher werden, daß die geistige Macht des Katholizismus im Rückgang begriffen war. Er wird erkennen, daß der Papst und die Bischöfe Gewaltmittel anwenden mußten, um ihre Schafe zu halten. Er wird lesen, daß die Kirche, die in der Zeit ihrer größten Macht stärker war als der Staat, sich nur noch halten konnte, weil der Staat sie unterstützte und im Interesse des Bürgertums stärkte. Der Leser nach einem Jahrhundert wird das Buch der Autogeschichte aus der Hand legen und sich sagen: Es ist doch merkwürdig, daß die Anwendung der Gewalt und des Zwanges immer ein Zeichen nahender Schwäche ist!

Aus dem Klosterleben.

Gzenstochau! Ein heiliger Schauer durchzann jeden unnen Katholiken, so lejen wir in einem Originalbericht eines österreichischen Bruderorgones, wenn er von dieser heiligsten Stätte der Marienverehrung hörte. Denn allmälf wallten zur schwarzen Maria in dem hohen, von Rosen und Gold mystisch schimmernden Dom unweit der östlichen Grenze in Russisch-Polen dreimalhunderttausend Wallfahrer, die mit gesalbten Füßen und gesalbten Händen begeisterte und auch wirklich auf Erfüllung von jener menschlichen Leide hoffende Fromme aller Weltteile, so im letzten Zehre schwoll das Heer der Wallfahrer auf 10,000 an! Und welche Wut ersetzte diese Menge, als ihre frommen Mönche von Gzenstochau schon vor Jahresfrist tränbenbullen Grimm erzählten, daß entsetzliche Räuber österreichische Weitwesen das Seelbstamt bereutzt hätten.

hysterische Anhänger des Heiligtums verachtet hatten.
Hysterische, an Wahnsinn grenzende Religiosität, die von katholischen Kirche liebvolb genährt wird, weil der gescheindliche Brauch des Opfers an geweihten Stätten den steifen Ströme von Gold lieferete, die ließ, um die unerträgliche Muttergezüge zu befähigen, nun um so mehr ließen, um Hubel und Kopfes, Juwelen und Goldstücken die Schatzkammer des Klosters. — Da fühlte wieder Bitig die Nachricht von der Verhaftung eines dieser unanermöglichen von Ezenforn in alle Welt. — Damals war Macoch ist der Name dessen, der mit seinen Greueln alle Legenden zerstört hat und der katholischen moral einen Todesstoß versetzt hat. Er und seine Mitbrüder waren die Räuber, die seit Jahren planmäßig das Kloster beraubt und befohlen haben. Macoch, römisch-katholische Priester, ein blutbefleckter Mörder, spendete mit den Diebshänden täglich dem unbilden Volke die Sakramente und wälzte sich abends in eine seiner würdigen Mitschaffen in den ärgsten Orgien stend der Dummheit des gläubigen Pöbels.

Doch wir wollen diese Schändtaten der Reihe nach beleben. Vor allem hat die Unterjürgen ergeben, daß Macod viele, viele Millionen Rubel Diamanten vom „Gnadenkreuz“ herausgebrochen, falsche Steine dafür eingesetzt hatte und aus den goldenen Kronen der Madonna und der Brüder aus herausnahm, dafür gläserne hineingeftestet und zuletzt ganze Diademe gestohlen und vergraben hatte! Zusammen mit der Geliebten, mit der er die Räthe in allen möglichen Ausseitungen durchbrachte, hatte er dieses Kleinod Maria an sich gerissen. Systematisch plünderten Macod seine Diebsgefährten, lauter fromme Mönche, die Schäumer, verbanden sich mit Vorbeilen und festen dort ihre schändliche Ware gegen schönes Menschenleib um, mit dem unterem Bilde der Maria monchische Taten der Unzucht schürte. Das Geschäft ging gut! Lag vielleicht der Schutz des Himmels darauf? Der nicht, aber der Schutz der Unschuld im Himmel, der abgrundtiefen, das Volkesehe im Mädchens gabten die Mönche, bevor sie sich mit ihnen verschwälzten, die Absolution für die zu begehenden Sünden. Welcher Freudenreiter, welcher fanatische Freimaurer, das Institut der Beichte eifrigst verhöhnen und in deren Schlamm ziehen könnten, als es diese frommen Mönche durch ihre bestialische Tat getan haben. Unermessliche Reichtümer wurden verschwendet, denn jeder Pfaff besaß seine „Dame“, von denen einen ein z. B. 60.000 Rubel wertes kostbare Geschenk befanden, eine andere Frau, die

betriebenen Viehhaber befand, eine andere Werd unternommen. Da, so liebfröntig war dies heilige Kloster, mit einem Mönche allein 200 Liebesbriefe gefunden wurden. Trotz alles katholischen Glaubens und aller religiöser Frömmigkeit hatten diese württigen Diener Gottes 20 Zeilen mit den standhaftesten verbergen Apparaten für einen heimunwürdigen geschlechtlichen Verkehr bestimmt und als blutjunge Mägdelein wurden allabendlich, wenn draußen das Volk die dunkle Kirche verlassen, zum Liebesservice des Wagen in die Gottesräume des allerfrömmsten Klosters der Christen geholt und erst am frühen Morgen wieder fortgeführt. Und noch ist der Gipfel des Verbrechens, es ist ein verworferner Mensch erstickt hat, nicht erklommen. Zum Raube, zur tierischen Ausheischung tritt noch ein grinsende Scheusal des — Brudermordes. Ein stiller Klosterzelle fuhr des Mönches Macoch Art heimlich auf das Haupt des Bruders, der mit Entzündungen ge droht hatte.

Und warum diese Mordtat? Macoch hatte nämlich seine Geliebte, eine Telefonistin, mit der dieser „hochdienige Gewichte des Herrn“ schon früher flott gelebt, dem Bruder verheiratet, um ungestörter seine Liebeslustfüsse stellen zu können. Als nun der Bruder der Unzucht seiner Gattin auf die Spur kam, erging er sich in Leid, von den Diebstählen der Welt zu erzählen. Da erschien der Pfaffe das Mörderbeil und vollbrachte die Kainsmorde.

Und leise kriecht der entgleitende Verdacht heran, daß Macoch im Vereine mit den andern Pfaffen noch mehrere andre Mönche durch Gift ins „Jenseits“ geschafft habe. Und diese nicht länger hatten dem Greuel zuschauen wollen. Und Macoch standen ebenbürtig zur Seite P. Tisbor, P. Iulius u. a., die nachmittags die Sünden vergaben und damit mit dem Nachtläufsel als geübte Gauner die Schatzkammer erbrachen. Jeden Tag genoß Macoch den „Leid-Herrn“ bei der Messe und hatte doch blutbefleckte Hände, er predigte von der Sittentreinheit der Madonna und von geschlechtskrank. Und diese peitzenartige Häuslichkeit zusammenbrechen alles frommen Glaubens — denn wer wird noch an die hl. Maria glauben, wenn sie rubig die Greueltatzen geschehen ließ? — diese entmenschte Verwaltung aller dem Volke vorgepredigten „heiligsten“ Güter. Und eben die Leute, deren Geschäft es ist, die Menschen zu dummen, hat all das etwa die römische Kirche veranlaßt, Ezenflöschau, diesen Zufluchtsort der Armen im Geiste, die verborgene Stätte titanhafter Laster, zu sperren und zu zulassen, dem Schwindel von Wundern und heiligen Bildern ein Ende zu machen? Nein! Nur andere Geistliche hat man eingesetzt, damit das Geschäft nicht stode. Und auch täglich neue Schandtaten bekannt werden: daß den Zellen der Mönche Tausende von Rubels unter den Betthöden versteckt aufgefunden wurden, daß P. Bosz mit dem Muttergottesbild gebrochenen Juwelen nicht nur ausstreichen ausübt, sondern auch unter falschen Namen

betrügerische Manipulationen ausführte, so weiß der „Unfehlbare“ zu Rom nichts anderes zu tun, als die Fromm-gläubigen zur Geldsammlung für eine neue Krone aufzu-fordern! Wie abgrundtief dummkopfisch muß doch Rom seine Bö-ker schägen!

Rom hat auch gut kalkuliert, denn kaum wird die erste Empörung verlobert sein, werden die Bolsniassen aufs neue durch die Pfaffen eingelullt, weiter walfahren. Denn es fehlt dort wie fast überall dem Volke energische Aufklärung. Taugendmal muss es laut erdröhnen, daß Weise und Sakrament, Beichte und Heiligenbild, Kerzen und Weinbrauch nur Schein und hohle Neuerlichkeiten sind und bleiben, um Gold zu erlangen. Das, was zu Cenztochau die Welt augenblicklich entzieht hat, gesiebt und gesichtzt bald in der Alt, bald in jener überall, soweit Pfaffen- und Mündertum herrscht. Nirgends kann die Saat klerikaler Erziehung eine andere sein, weil die Sittenlehre der Pfaffen stets nur eine spanische Wand für alle Verbrechen, die der Mensch begehen kann, war. Cenztochau ist nur die würdige Fortsetzung des Schulpanamas in Berlin und des Bordellschulbürokrats Bod, ist nur die riesenhafte Erweiterung des Kärtner Debraufortionskandals, er ist furzum nur der einzig mögliche Schlussstein jenes Gebäudes der Heuchelei, Niedertracht und Frömmelei, das durch nahezu 2000 Jahre die Erde durch Inquisition aller Art zu knebeln suchte.

Die Ereignisse in Spanien und Portugal wirkten mächtig auf die Geister und Bater. Damasius konnte führhaft einen bessern Augenblick wählen. Wir Freidenker stehen nun vor unsern Volke und haben augenhörlich nichts anderes zu tun, als mit dem Finger auf Gegenstücken weisend die Worte der Frau Boderat aus Hauptmanns „Einsamen Menschen“ zu wiederholen: „Seht Ihr? Seht Ihr? Seht Ihr nun?“

Ansere Bewegung.

An die Sektionskässiere ergeht hiermit der Auftruf, noch vor dem 15. Januar die weitmöglichen Beträge der Bundeskässe zuzulassen, da wir soeben mit Abschluß unserer Bücher beschäftigt sind und einzelne Sektionen mit ihren Zahlungen noch etwas im Rückstande sind.

Der Bundesfassier: M u f i l

Freidenker-Verein Schaffhausen. Im vergangenen Monat hielt in unserem Verein Herr Dr. med. Z. Gross aus Zürich IV einen populär-wissenschaftlichen Vortrag über: "Ein Blick in das Innere des Menschen". Der Saal des Hotel Schiff war ziemlich gut besetzt. Vorab war das zarte Gesicht zahlreich anwesend. Dr. Z. Gross stündigem Referat führte uns der Referent an Hand eines vollständig zerlegbaren Modells des menschlichen Körpers von Lebensgröße das ganze Getriebe, Bau und Tätigkeit unseres Organismus vor, beginnend mit dem knochen-Muskel- und Nervensystem, beim leichten noch die verberblichen Wirkungen des Alkohols in jeder Form erläuternd. Dann ging er über zur Erklärung der verschiedenen Apparate und deren Tätigkeiten: Verdauung, Atmung, Blutbewegung etc. Alle Ausführungen waren immer durch praktische Ratschläge gewürzt.

Die Erläuterungen des Herrn Dr. Groß waren wirkliche und notwendige Ratschläge für jedermann, sodass wir denselben nur bestens empfehlen können. Str.

Aufruf zu einer Haeckel-Spende

Freude! Mitstreiter!

Ernst Haeckel hat seinen Austritt aus der Kirche vollzogen und damit seinem gewaltigen Lebenswerk den Schlussstein aufgesetzt. Gerade weil Ernst Haeckel bedächtig wägend Jahrzehntelang gejögert hat, den letzten Schritt zu tun, das letzte Band zu lösen, das ihn noch mit einer Konfession verknüpft, wird die Eindruck auf Tausende ein außerordentlicher sein und sie zu dem gleichen Schritte auch äußerlich antreiben, den sie innerlich schon längst vollzogen haben.

Als der Bahnbrecher der Entwicklungsäde, als der Vorfämpfer einer neuen, monistischen Welt- und Lebensanschauung, wie kein anderer von den kirchlichen Vertretern der dualistischen Weltanschauung und ihren Handlangern mit giftigster Hesse verfolgt, als größter deutscher Naturforscher von Welttribun nicht einmal einer Einladung zur Jubiläumsfeier der Berliner Universität für würdig erachtet, steht Ernst Haeckel auch heute noch, an der Schwelle des Patriarchenalters, vom Kampf umstobt da, in seiner Person, in seiner wissenschaftlichen Ehre von Dunkelmännern und Theresienäpfchen beschmitten.

Sein Ausstoss aus der Kirche und die Siebe, die er in seiner neuesten Schrift „Sandalion“ gegen seine Feinde aussetzt, wird alle reaktionären Instinkte, wird das ganze Rudel seiner Feinde aus beiden Kirchenlagern aufs neue gegen ihn auf den Plan rufen.

Wir aber, die wir schon längst, innerlich und äußerlich, den Bruch mit der Kirche vollzogen haben, wir, die wir in Ernst Haezel vor allem den aufrechten Charakter und unerschütterlichen Kämpfer einer kirchenfreien, monistischen Welt- und Lebensauffassung verehren, wir wollen uns noch einmal im Geiste auf seinem Lebensabend um ihm scharen und ihm in einer Ehrung unser Dantegesühl zum Ausdruck bringen für alles, was er in seinem langen, arbeitsreichen Vorher- und Kämpferleben für den einstigen endgültigen Triumph des freien Gedankens gewirkt hat.

Richts von lärmenden Festen, öffentlichen Huldigungen, Fadelzügen oder dergl.; wir vor allem wollen den freien Gelehrten die Ruhe nicht stören. Aber gedenken wir wieder der Schöpfung seiner letzten Jahre, an der sein ganzes Herz hängt, gedenken wir des phyletischen Museums in Sena, das dazu bestimmt ist, alle Dokumente zur Stammesgeschichte des Menschengeschlechtes zu sammeln, und das noch mancher Ergänzung bedarf, um lückenlos auszufüllen.